



If else



It was 24:17

oceanic Time



Was wäre wenn...

... es in der Schweiz noch heute Gemeinden ohne Frauenstimmrecht gäbe?

... 2015 in Salzburg alle Flüchtenden im Zug sitzengeblieben und erst am Hauptbahnhof in Zürich ausgestiegen wären?

... die Neanderthaler damals nicht ausgestorben wären und heute noch unter uns leben würden?

... deine beste Freundin eine Künstliche Intelligenz wäre?

Was passiert, wenn wir in unserer Imagination ein Detail in der Vergangenheit verändern, sodass der Lauf der Geschichte in unbekannte Bahnen umgeleitet wird? Während kontrafaktische Gedankenexperimente in den Geschichtswissenschaften umstritten sind, ist das Genre in der Literatur sehr beliebt – abgesehen davon, dass die «Was wäre wenn»-Frage in gewisser Weise die Praxis von literarischer Fiktion bedingt. So lässt Christian Kracht in seinem Roman «Ich werde hier sein im Sonnenschein wie im Schatten» Lenin einen Zug verpassen, sodass die Sowjet Republik eine Schweizerische wird. Das Gedankenspiel funktioniert aber nicht nur mit der Vergangenheit, sondern auch für die Zukunft. Karen Duves Roman «Macht» geht zum Beispiel von der Frage aus: Was wäre, wenn im Angesicht der ökologischen Apokalypse, die Männer an der Macht diese komplett an die Frauen abgeben würden?

In der kontrafaktischen Geschichtswissenschaft wie in solcher Literatur sind auch Fragen zum 2. Weltkrieg besonders beliebt: Was, wenn Hitler beim Stauffenberg-Attentat umgekommen wäre? Während Romanautoren bei der Beantwortung dieser Frage ihrer Fantasie freien Lauf lassen können, kommen Historikerinnen eher zum Schluss, dass die Macht einzelner «grosser Männer» in der Geschichte überbewertet ist und sich wohl gar nicht so viel verändert hätte. Der britische Historiker Richard J. Evans äussert in seinem Buch «Veränderte Vergangenheiten» ausserdem die Warnung, vorsichtig zu sein mit kontrafaktischer Geschichte, denn «jedes kontrafaktische Szenario ist an eine bestimmte historische Interpretation gebunden.» Aber auch die offizielle Geschichtsschreibung, wie wir sie kennen, ist mitnichten so objektiv und allgemeingültig wie oft behauptet wird – auf Wikipedia zum Beispiel sind über 85 Prozent aller Beiträge von Männern geschrieben und editiert worden.

In dieser Ausgabe widmen wir uns Imaginären Geschichten und Alternativen Realitäten. Wir denken nach über veränderte Vergangenheiten: Welche Rolle spielen sie für die Literatur und wie beeinflussen sie unsere Wahrnehmung der heutigen, real existierenden Gesellschaft?

Von Michelle Steinbeck

«Was wäre geschehen, wenn...?» Diese Frage wird gern als nutzlos abgetan. Trotzdem haben wir sie uns alle schon gestellt. Geschichte, die sich nicht ereignet hat, oder, anders formuliert, Vergangenheit, die nicht geschehen ist, beschäftigt uns. Was wäre geschehen, wenn ich mich in dieser oder jener Situation mehr angestrengt hätte? Wenn ich diese oder jene Person nie getroffen hätte? Wenn die anderen so reagiert hätten, wie ich es von ihnen erwartet hatte? Sich mit solchen Problemen zu beschäftigen kann in selbstquälerisches Grübeln ausarten. Es gehört aber grundsätzlich zur Bedingungsanalyse unserer eigenen Erfolge und Misserfolge, die wir ganz selbstverständlich immer wieder durchführen. Die Psychologie hat die Unfähigkeit, über «Was wäre geschehen, wenn...»-Fragen nachzudenken, als mangelhafte Funktion des Gehirns identifiziert.

Auf «Was wäre geschehen, wenn...?» -Fragen bauen Romane und Filme auf. Christian Krachts «Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten» beschreibt die Entwicklung einer Schweiz, die im Ersten Weltkrieg kommunistisch geworden ist. Christoph Ransmayrs «Morbus Kitahara» präsentiert eine alternative deutsche Besatzungszeit nach dem Zweiten Weltkrieg mit deutlich aggressiveren Amerikanern. Düstere Geschichten um einen Sieg Hitlers, sei es Philip K. Dicks «Man in the High Castle», Robert Harris' «Fatherland» oder Len Deightons «SS-GB» waren als Romane und Filme internationale Erfolge. Eine ganze Richtung in Mode und Design, Steampunk, fragt, wie Maschinen und Kleidung aussehen würden, wenn das 19. Jahrhundert seine Technikfantasien – etwa die von Jules Verne – hätte verwirklichen können. Laptop-Computer im Empirestil, Memorysticks aus Messing im Dampfmaschinenesign und Multifunktionszylinderhüte mit eingebautem Kompass und Teleskop stehen online und bei Szenetreffen zum Verkauf. Selbst in der Geschichtswissenschaft, der Hüterin des gesellschaftlichen Gedächtnisses, wird die «Was wäre geschehen, wenn...?»-Frage sehr ernsthaft diskutiert. Was wäre geschehen, wenn die Griechen die Perserkriege verloren hätten? Gäbe es dann kein Abendland mit freiheitlichen Traditionen? Was wäre geschehen, wenn Luther 1521 hingerichtet worden wäre? Wäre dann Zwingli der Begründer einer europäischen Reformation geworden? Was wäre geschehen, wenn das Frauenwahlrecht in der Schweiz schon 1959 eingeführt worden wäre? Hätte es dann in den 1960er Jahren andere Mehrheiten in der Bundesversammlung gegeben?

Kein Zweifel, die Spekulation über die Vergangenheit, die sich hätte ereignen können, sich aber nicht ereignet hat, ist ein riesiges Phänomen. Es wird als «Alternativgeschichte» oder etwas weniger sperrig mit dem Kunstwort «Uchronie» bezeichnet. So wie «Utopie», was mit «Nirgendwo-Ort» übersetzt werden könnte, ursprünglich einen fiktiven Ort beschreibt, so geht es bei «Uchronie», wörtlich «Niemalszeit», um fiktive Vergangenheiten.

Uchronie scheint ein typisches Phänomen der Postmoderne zu sein. Tatsächlich aber ist sie sehr alt. Auch wenn man ihr gegenüber stets skeptisch war, so begleitet sie doch die Geschichtswissenschaft seit ihren antiken Anfängen. Die Uchronien der Antike waren eine Form des Lobes für militärische Schlagkraft. Sie befassten sich mit staatlichen Einheiten ebenso wie mit Einzelpersonen. Herodot spekulierte schon über einen Krieg gegen die Perser, aus dem Athen sich heraushält. Livius liess in einem Gedankenspiel Alexander den Grossen Rom angreifen. Im Mittelalter und der Frühen Neuzeit dienten uchronische Gedankenspiele vor allem dazu, Gott als den Herren der Geschichte zu erweisen, die sinnvoll und regelhaft ist. Einen Höhepunkt uchronischer Argumentation entwickelten die Jesuiten im 16. Jahrhundert. Da Gott allwissend ist, kennt er auch die Zukunft. Wie verträgt sich das mit dem katholischen Glauben an die freie Selbstbestimmung des Menschen? Das Problem wurde mit Uchronie gelöst: Gott überblickt alle möglichen Entscheidungen des freien Willens jedes einzelnen Menschen und kennt alle sich daraus im Verlauf der Geschichte ergebenden Konsequenzen. Gott kann die «Was wäre geschehen, wenn...?»-Frage also immer beantworten. So kann er nicht nur die Zukunft – oder richtiger: alle möglichen Zukünfte – kennen. Er kann auch die Welt und die Geschichte nach seinem Plan lenken und dennoch den Menschen die Willensfreiheit lassen.

Als die Aufklärung die Uchronie in ihren Dienst nahm, verschob sich der Fokus: Im Zentrum stand der einzelne Mensch, der Geschichte «machte». Nun entwickelte die Uchronie ihr kritisches Potential: Sie hinterfragte die scheinbar selbstverständliche religiöse Grundlage Europas. Sie zeigte «Fehlentwicklungen» in der Geschichte auf und entwarf «bessere» Alternativen zum tatsächlichen historischen Verlauf. Schon 1791 erschien eine Alternativgeschichte, in der ein für die Aufklärung aufgeschlossener König Ludwig XVI. die gewaltsame Revolution in Frankreich verhindert und eine Republik durch friedliche Reform gründet. In Geschichtswissenschaft und Literatur war Uchronie früh mutig: Selbst radikale Veränderungen der gesamten Kultur wagte sie zu denken. Dazu gehört die Spekulation des englischen Historikers Gibbon, dass eine Niederlage der Franken gegen die muslimischen Invasoren bei der Schlacht von Tours und Poitiers 732 ein islamisches Europa zur Folge gehabt hätte. Gibbon schloss seine Argumentation mit einer Pointe, die seinen Zeitgenossen grotesk erschien: Wäre die Geschichte in dieser alternativen Bahn verlaufen, dann würden heute in Oxford muslimische Geistliche ausgebildet. Rasch entwickelte Uchronie aber auch ihr Potential als politische Pornografie: 1836 veröffentlichte ein Patenkind Napoleons, ein gewisser Louis Napoléon Geoffroy-Château, eine Geschichte, die Bonaparte nicht in Russland scheitern, sondern binnen weniger Jahre die ganze Welt erobern lässt. Der Abschluss der Karriere des Weltkaisers Napoleon war hier seine Heiligsprechung.

Mit der Neuordnung Europas und dem Ende der Monarchien in Mittel- und Osteuropa nach 1918 nahm das Interesse an historischen und literarischen Uchronien zu. In den politischen Suchbewegungen nach dem Ersten Weltkrieg half Uchronie, sich neu zu orientieren und den eigenen Standpunkt zu bestimmen. Sowohl «linke» Autoren wie z.B. Kurt Tucholsky als auch rechte, wie z.B. Winston Churchill verfassten uchronische Texte. Bei Tucholsky überlebt die deutsche Monarchie irgendwie den Ersten Weltkrieg, was aber erst recht in die Katastrophe geführt hätte, da der Kronprinz einen Kaiser abgegeben hätte, der sogar noch unfähiger als Wilhelm II. gewesen wäre. Bei Churchill gewinnen die Südstaaten den amerikanischen Bürgerkrieg. Die Folge ist die Trennung der Konföderierten Staaten von Amerika von den Vereinigten Staaten von Amerika. Zünglein an der Waage im spannungsreichen Verhältnis der beiden feindlichen nordamerikanischen Brüder ist das britische Empire. Dessen Autorität und Bestand als

Niemalszeit

Weltmacht bleiben damit garantiert. Unter Londons Führung können die drei englisch geprägten Nationen dann sogar den Ersten Weltkrieg verhindern. Der Ton der Uchronien der 20er und 30er Jahre war in der Regel nicht satirisch-heitler, sondern mahnend, sogar drohend. Dennoch fällt auf, dass viele der Uchronien der Zwischenkriegszeit die Tendenz hatten, den Ersten Weltkrieg irgendwie historisch unmöglich zu machen und aus der Geschichte zu streichen, oder aber seine Folgen abzumildern. Das allgegenwärtige Trauma des frühen 20. Jahrhunderts, der Grosse Krieg, sollte so uchronisch bewältigt werden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zu keiner weiteren uchronischen Welle. Das mag daran liegen, dass eine Neuordnung der Staatenwelt wie am Ende des Ersten Weltkriegs ausblieb. Durch den Triumph der Sowjets gewann der Marxismus, der tendenziell uchroniefindlich ist, auch im Westen an Bedeutung. Die Ablehnung der Uchronie durch MarxistInnen rührt daher, dass nach einer orthodoxen Auslegung von Marx' Theorien des Historischen Materialismus Geschichte bestimmten unandelbaren Regeln folgt. Sie bewegt sich unaufhaltsam auf ein Ziel, nämlich auf den Sieg des Kommunismus und die klassenlose Gesellschaft zu. Über Alternativen zu spekulieren, ist schlimmer als sinnlos.

Man würde es sich aber zu leicht machen, wollte man die Zurückhaltung der Geschichtswissenschaft gegenüber der Uchronie bloss mit marxistischem Einfluss erklären. Dass Uchronie in der Geschichtswissenschaft auch heute noch gelegentlich auf Ablehnung stösst, hat mehrere Gründe. Bis in die 1960er Jahre wurden uchronische Gedankenspiele von allzu vielen HistorikerInnen selbst als Scherz und sinnfreies Fabulieren präsentiert. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde systematisch über Programm und Methodik der Uchronie nachgedacht, und erst jetzt wurde Uchronie in sinnvolle geschichtswissenschaftliche Fragestellungen eingebaut. Eine Vorreiterrolle spielte hier der US amerikanische Wirtschaftshistoriker Robert Fogel. Fogel legte sich die Frage vor, wie wichtig die Eisenbahn für die ökonomische Entwicklung der USA im 19. Jahrhundert gewesen war. Um diese Frage zu beantworten, konstruierte er ein riesiges, hochkomplexes uchronisches Szenario: Er beschrieb eine USA des 19. Jahrhunderts ohne Eisenbahn. Dazu rechnete er aus einer Unzahl von Statistiken die Leistungen der Eisenbahn heraus. Mehr noch: Er spekulierte über Alternativen zu Zügen, z.B. besser ausgebaute Wasserstrassen. Die Anerkennung für diese gigantische realistische Fantasie bleibt nicht aus: Als Fogel 1993 den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaft erhielt, begründete das Preiskomitee seine Entscheidung ausdrücklich mit Fogels uchronischer Methode.

Uchronie kann als besondere Methodik zur Klärung historischer Probleme eingesetzt werden. Die Voraussetzung dafür ist freilich, dass sie in eine klare geschichtswissenschaftliche Fragestellung integriert wird. «Was wäre, wenn...?» ist an sich keine wissenschaftliche Fragestellung. Man kann Uchronie aber verwenden, um historische Wirkungsgefüge zu analysieren. Dazu ist es notwendig, realistische, d.h. plausible Uchronien zu konstruieren. Plausible Uchronie greift so wenig wie möglich in die Geschichte ein. Sie ändert den einen Faktor, dessen Bedeutung es zu analysieren gilt, und entwirft davon ausgehend einen realistischen alternativen Verlauf, der alle anderen Faktoren unverändert lässt. Grösstes Interesse verdient eine Uchronie, die einen Punkt verändert, der in der realen Geschichte unsicher, von kurzfristigen Entscheidungen oder Zufällen bestimmt worden war. Würde es heute einen unabhängigen Schweizer Staat geben, wenn die schweizerischen Truppen am Abend vor der Schlacht von Sempach 1386 von einem Meteor getroffen worden wären? Das ist sicherlich keine realistische uchronische Frage, die für die Geschichtswissenschaft von Interesse ist. Hätte das NS Regime gestürzt werden können, wenn Stauffenbergs Bombe Hitler getötet hätte? Das ist eine realistische uchronische Frage, da der Diktator tatsächlich dem Attentat nur knapp entgangen ist. Diskutiert man hier die «Was wäre geschehen, wenn...?» Frage, dann lassen sich, je nachdem, wie man die Untersuchung schwerpunkten will, Erkenntnisse über die tatsächliche Stärke der VerschwörerInnen, die Bedeutung der Person des Diktators, die Machtbalance innerhalb der Diktatur usw. gewinnen. Hätte sich die Mehrheit der Wehrmachts-offiziere selbst nach einem Tod Hitlers für Stauffenbergs Sache gewinnen lassen? Hätten nicht Göring oder Himmler Hitler ersetzen können? Oder wäre eine führerlose NSDAP wegen innerer Konflikte schnell zusammengebrochen? Die uchronische Diskussion trägt dazu bei, die wahre Bedeutung des Attentats richtig einzuschätzen.

Der Nutzen von richtig angewandter Uchronie ist unbestreitbar. Sie hilft, Ketten von Ursachen und Folgen besser zu verstehen. Uchronie kann historische Entscheidungsfindungsprozesse klären. Verantwortlich betriebene Uchronie kann ideologische Geschichtsklitterung kritisieren. Uchronie, die sich auch die ganz «grossen» Männer aus der Geschichte wegdenken kann, ermöglicht es, manchen historischen «Riesen» auf seine wahre Dimension zu schrumpfen. Uchronie zeigt, dass das Selbstverständliche und Notwendige vielleicht so selbstverständlich und alternativlos gar nicht war.

Von Johannes Dillinger

<div>Johannes Dillinger ist Professor für die Geschichte der Frühen Neuzeit an der Oxford Brookes University. Daneben lehrt er Neuzeit und Landesgeschichte an der Universität Mainz.</div>
<div>Literaturempfehlung: Johannes Dillinger: Uchronie. Ungesehene Geschichte von der Antike bis zum Steampunk, Paderborn 2015</div>

Kontrafaktische

- Der helvetische Bürgerkrieg

Der helvetische Bürgerkrieg von 2015 wird nur in meinem Roman «Land ganz nah» nach aussen getragen. Gegärt ist der fiktive Bürgerkrieg in mir, inwendig losgetreten worden ist er, als die realexistierende Volkspartei ihren Wahlkampf tatsächlich – wie in «Land ganz nah» nacherzählt – im HB Züri lanciert hatte. Diejenigen, die am Stadtrand am stärksten sind, aber in den Städten nie erfolgreich waren, besetzten den internationalsten und unbeständigsten Ort der Stadt: den Bahnhof.

Am Limmataufer wird Leder gegerbt, «Scherbenquartier!» meint der Blick. Und manche fühlen sich an die frühen Neunziger erinnert. Verschläge prägen den Platzspitz, Baumhäuser, Lastwagenblachenwohnungen. Die Kiffer, die sonst hier rumhängen, kommen weiterhin her. Einige arbeitslose Theaterpädagogen verlassen ihre Zimmer im besetzten Haus draussen in Altsetten, leeren nicht mal die Aschenbecher auf dem Nachttisch und ziehen in den Park. Die HB-Halle wird zum anarchischen Mittelaltermarkt. Mittlerweile komen auch täglich Leute aus Ungarn, Frankreich und Deutschland an. Diese Freiwilligen wollen aber oft nicht einfach Linsensuppe schöpfen, sondern fühlen sich primär angezogen von der «neuen Lebensform», der «Gegen-Existenz». Es sind viele Soziologiestudenten – Soziologiestudent*innen – unter ihnen. Die Flüchtlinge treibt’s nach Wiedikon, zum Bahnhof Enge, nach Oerlikon, an S-Bahnhöfe in Dietikon und Schlieren. Eine Gruppe Afghanen, die in Stäfa UNHCR-Simmenthal-Dosen verkaufen will, wird mit Tränengas in die Stadt zurückgetrieben. Für die Erklärung von Bern, für Amnesty, Helvetas, das Rote Kreuz ist klar: Die Goldküste ist No-go-Area. Zu gefährlich für Syrer, Afghanen, Pakistaner, Eritreer. In der «jungen welt» erscheint ein Manifest, das das revolutionäre Moment einer solchen Situation erkennt. Es trägt den Titel: «Unruhe, Widerstand – kein ruhiges Hinterland!» Was dem offiziellen und inoffiziellen Zürich nicht ganz genehm ist: Zürich als Hinterland. («Land ganz nah», S. 78)

«Land ganz nah» gräbt die Schweiz um und schüttet das Erdreich überall dort zu Wällen auf, wo sie auch nur im Entferntesten denkbar erscheinen. Nicht weil ich die gesellschaftliche Polarisierung in der Schweiz als gefährlicher wahrnehme als anderswo, sondern weil ich die möglichen Wälle und Burggräben hier halt wirklich kenne, und weil sie in diesem kleinen föderalistischen Land besonders eng gebaut werden können: von der Unzahl der Mundarten bis zum Kantönligeist. Je lächerlicher, je kleinräumiger der abgesteckte Raum ist, desto besser kann man ausstellen, wie absurd die Gräben und Mauern sind. Und natürlich bedeutet es etwas Anderes, wenn man über das Eigene oder vermeintlich Eigene schreibt, als wenn man es über das Andere tut.

- Mein Fiction-Weltditor

Die Post kommt nicht mehr. Das war plötzlich so, es gab keine Rede dazu. Nur die Aktionsprospekte von Toys‘R‘Us und Otto’s im Briefkasten, die ich auf den feuchten Brei aus Rechnungen und Aufstellungen meiner Kreditpunkte vom Studium lege. Dieser Papierbrei bildet sich schon eine Weile. Ich schreibe Karola per Whatsapp, ob bei ihr die Post auch nicht mehr komme. Auf srf.tv steht nichts davon, dass die Post nicht mehr komme. Auf Facebook steht sehr viel darüber, dass die Post nicht mehr komme. Und auf der Facebook-Seite der Post steht, dass die Post stolz darauf sei, die Zustellung jedes Briefes zu gewährleisten. Dass die Fronten für die öffentlichen Dienste nicht unpassierbar seien. Dass man eng mit DHL zusammenarbeite, und dass es keine Gruppe zwischen Sargans und Porrentruy, zwischen Schaffhausen und Genf gebe, mit der die Post nicht in Kontakt stehe. 2346 Likes, 43 Trauer-Emoticons, 867 Wut-Emoticons, 1300 Kommentare. Das heisst wohl quantitative Sympathiehoheit, aber qualitativ: Leute aus Bad Zurzach, aus Köniz, aus Altdorf, aus Flims beschweren sich darüber, dass keine Post mehr komme. «Dise Hurren-Guerilla nimmt uns das letzte!» – «Es ist ja klar, dass die Post nicht neutral ist, die Post steht für den Lügenstaat.» Aber sowohl von der Post als auch vom «Lügenstaat», also von der Regierung in Bern, hört man beeindruckenderweise nichts. Keine Positionierungen mehr, jedenfalls keine, die nach Zürich dringen. Dass weder Blick.ch noch NZZ noch eins der Tamedia-Blätter was zur Nicht-Tätigkeit von Parlament und Bundesrat publizieren, verstört, aber die Medien werden auch weniger wichtig. In den Kantonsregierungen gibt es die, die da sind, sich einbunkern in Verwaltungsaufgaben, oder sie schreiben Wutmanifeste, Ärgermanifeste, was am Kampfgeist der «dekadenten Neohippies, die nie Dienst geleistet haben, noch nicht mal Zivildienst» oder der «Geranienschweiz, der wir viel zu lange mit Vernunft und Argumenten begegnet sind», nagen soll. Karola schreibt, sie bekäme Post. Aber nicht jeden Tag. Meine Post kommt nicht mehr, und drum verunsichert es mich auch nicht mehr, wenn keine Rechnung für die Krankenversicherung kommt. Oder die Semestergebühren. «Ist man noch Student, wenn die Uni, an der man studiert, ihren Betrieb eingestellt hat?» poste ich auf Facebook. («Land ganz nah», S. 139/140)

In manchen Computerspielen gibt es «Welt-Editoren»: Man erstellt seine eigenen Rummelparks, Zoos oder Schlachfelder. Es sind dann natürlich nicht komplett eigene, sondern man kombiniert die Optionen, die einem die Spie-

leentwickler*innen geben: eine Liste von Bäumen, eine Liste von Erhebungen, eine Liste von Gebäuden. Für «Land ganz nah» schöpfte ich aus einer Liste von Wissen, Halbwissen, Kollektivchiffren, Mythen und einer wohl zu detaillierten Liste von regionalem und subkulturellem Insiderwissen. Das war mein Fiction-Weltditor – Bäume habe ich dafür selbst erfunden. Ist literarisches Schreiben nicht immer ein Weltditor? Nein. Ein solches Spielfeld muss nur entstehen, wenn man versucht, eine Gesellschaft oder kollektives (Unter)bewusstsein zu erzählen. Wenn sich das, was man schreibt, zur Realität verhalten muss. Figuren können irgendwas tun, irgendwohin reisen – Geschehnisse aufploppen oder ausbleiben. Das leere Blatt ist kein Weltditor; das leere Blatt markiert keine Spielfeldränder.

- Was Literatur von Geschichtswissenschaften unterscheidet

Kontrafaktisches Bewusstsein ist wichtig für Historiker*Innen, kontrafaktische Szenarien durchzuspielen hingegen nicht.

Es hat in der Woche angefangen, in der «dä George Clooney vo de Aupe» der NZZ sagte, dass die Schweiz pro Jahr maximal hundert Asylbewerber aufnehmen könne. Plötzlich sind sie da. Vor ein paar Wochen sind Reporter für nix beziehungsweise für zwölf Personen an die Grenze nach Buchs gefahren, jetzt zweigen ab Salzburg viele Flüchtlinge Richtung Schweiz ab. Das war auch deshalb nur eine Frage der Zeit, da für den Weg nach Bayern und Deutschland der ICE meist gewechselt werden muss. Zu uns kann man sitzen bleiben. («Land ganz nah», S. 71)

Die kontrafaktische Ausgangsfrage «Was wäre, wenn in Salzburg alle Flüchtenden im Zug sitzengeblieben wären?» beschreibt kein singuläres Ereignis. Anders als jene kontrafaktischen Szenarien, die Historiker*innen oft durchspielt: Was wäre, wenn diese oder jene Vertragsverhandlung anders geendet hätte? Was wäre, wenn Napoleon in Waterloo gewonnen hätte? Was, wenn Stalin 1936 gestorben wäre? Das sind die kontrafaktischen Gedankenspiele, denen sich Historiker*innen annehmen, und sie sind deshalb veränglich, weil sie das Geschehene als einfache Gleichung tarnen. Sie tauschen Plus- und Minuszeichen aus und erwecken so den Eindruck, dass das, was dann passiert wäre, «berechenbar» bzw. «errechenbar» ist. Sie behaupten, ein «Was wäre, wenn...» sei dekodierbar. Was wäre, wenn sich Stalin 1936 an einer Salzbrezel verschluckt hätte? Niemand weiss es. Kontrafaktische Szenarien zeigen Historiker*innen also vor allem die Leerstellen und unbekanntnen Triebkräfte auf. Das Bewusstsein für die Frage «Was wäre, wenn...» ist in den Geschichtswissenschaften wichtiger und spannender als das Durchspielen von Szenarien. Die Frage führt vor Augen, wie mächtig Chaos ist. In der Literatur ist es gerade umgekehrt. Wer Literatur schreibt, hat Kontrolle.

- Journalisten-Befindlichkeiten

Auch wenn sie erfunden wären, könnte man die besten journalistischen Geschichten am Kiosk kaufen. Mit dem Verlagslogo von Bastei-Lübbe drauf. Die besten journalistischen Geschichten wären schlechte Literatur.

Im journalistischen Schreiben geht es nicht in erster Linie darum «gut» zu schreiben, besonders originell oder spannend zu sein. Es geht darum, vertretbar zu schreiben. Journalistisches Schreiben bedeutet Arbeit an Texten, die Beschreibung eines Fitzelchens Wirklichkeit sein sollen und als solche – hoffentlich! – vertretbar, lauter und fair.

Die Haltung des Publikums steht beim Lesen von journalistischen Texten unter anderen Vorzeichen: Bei der Beschreibung der Wahrheit ist das «You can’t make this up» im Hinterkopf Teil der Lesemotivation. Es geht um die Faszination, den Schrecken und das Weirdo-Moment, dass eine Reporterin etwas tatsächlich erlebt hat. Dass sie ein Phänomen in der Welt beschreibt. Dass sie ein besonders absurdes Stück Realität herauschält.

Beim Schreiben von kontrafaktischen Szenarien kriert man eine Gesellschaft im Weltditor. Das Schreiben muss sich nichts und niemand gegenüber verantworten. Das führt dazu, dass man gesellschaftliche Konfliktlinien und Mythen radikaler betrachten kann, als in der Profession, die sich der Realität verpflichtet hat. Im kontrafaktischen Schreiben kann man zuspitzen, ohne zu beleidigen. Und man kann zuspitzen, um eine Extremvariante von etwas Existierenden oder Wahrgenommenen durchzuspielen. Man kann alle ausgleichenden Variablen mit radikalen ersetzen und behaupten, was dann passiert. Es geht bloss um Plausibilität – Lauterkeit und Vertretbarkeit sind keine Kategorien. Und weil diese Kategorien wegfallen, erwarten die Lesenden etwas Anderes vom Text. Dies, weil sie wissen, dass die Schreibenden das Geschehen kontrollieren. Dass sie als absolutistische König*innen vor dem leeren Blatt gesessen haben.

- Männliches Ego-Schreiben

Das «Was wäre, wenn...» spielt immer mit beim Schreiben eines literarischen Textes. Es entfällt bloss dann, wenn jemand einen absoluten Anspruch auf Wiedergabe der Realität formuliert. Der Anspruch, das Innere komplett nach Aussen zu stülpen, ein Erleben in Sprache zu kopieren, ist per se naiv und folgt einem Geniekonzept, das eigentlich überholt ist. Aber die Behauptung eines 1:1-Abbilds hält dann am ehesten stand, wenn jemand so selbstbezogen wie möglich schreibt. Niemand kann den Gegenbeweis liefern, wenn jemand behauptet, das Geschriebene bilde ein indi-

viduelles Inneres komplett ab. Und das unverschämt Selbstbezogene generiert Leserinteresse. Hypersincerity heisst das Schlagwort und Karl Ove Knausgård ist der Kassenschlager.

Es gibt Autorinnen, die ihre Biografie literarisieren, ohne privatis-tisch zu werden. Annie Ernaux ist ein Beispiel für solches ethnografisches Schreiben. Ihre Texte klopfen eine Biografie auf ihre gesellschaftliche Relevanz ab. Ernaux erforscht sich schreibend und sucht in ihrem Erinnern nach Empfindungen, die gesellschaftlich Bedeutung tragen können. Sie betrachtet sich, ihre Tagebücher, alte Fotos – und sucht dabei nach Splittern, die eine allgemeine, gesellschaftliche Perspektive reflektieren. Über ihre gesellschaftliche Position und das Körperbewusstsein als Frau oder über das Milieu, in dem sie aufgewachsen ist.

Die männlichen Schreiber dieses Genres tendieren stattdessen zu Sentimentalität und versuchen, ihre persönliche Erfahrung von der Gesellschaft zu entkoppeln, wollen sie singulär und genialisch setzen. Hypersincerity ist die radikalisierte, Amphetamin-gedopte Jahrtausendwende-Variante von Flaneur-Literatur. Ich, ein Mann, Teil der Mehrheitsgesellschaft, habe nichts Besseres zu tun, nichts Besseres zu denken und nichts Besseres zu schreiben, als meine auf die Welt gekotzte Wahrnehmung. Vielleicht beschreibt Knausgard das Gurkenscheiden gar nicht so anders als Ernaux. Aber bei Knausgard erscheint – im Werk selbst – der Anspruch, dass alles Geschriebene private Wahrheit sei. Dass er nicht anders könne, als diese private Wahrheit niederzuschreiben. Deshalb betreibt er im Unterschied zu ihr Propaganda für den Rückzug ins Private: Es gibt nichts Wichtigeres als mein privates Erleben. Und die «Ennuï», die Langeweile, mit der er dieses Private beschreibt, verteidigt den Status Quo. Das Gegebene. Die Verbissenheit, mit der er andererseits seine Meinung zur Welt beschreibt, macht ihn reaktionär. Er ist die Dandy-Variante eines Online-Trolls.

Sein Schreiben ist auch übergroffig: Knausgård nutzt die absolutistische Macht, die er als Schreibender hat und greift damit die chaotische Realität seiner Verwandten und Bekannten an. Dieser Gedanke führt vom männlichen Ego zurück zum Kontrafaktischen: Realität ist Chaos, Literatur bedeutet Kontrolle. Nicht im Moment des ersten Niederschreibens, aber im Prozess des Überarbeitens und Auswählens.

Das Verschieben von Realitätsparametern, der Absprung in eine kontrafaktische Fast-Gegenwart, half mir einem Kausgård’schen Authentizitätizitätsbedürfnis zu entfliehen. Labt man sich erzählend an der historischen Realität und verändert Fakten oder Parameter, verhält sich das Erzählte immer zum realen Kollektivgedächtnis. Dadurch, dass man an den Rädchen von Erinnerung und Wirklichkeit schraubt, nimmt man eine Haltung ein. Eine Haltung, der man sich entzieht, beschreibt man bloss (Selbst-)Wahrnehmung: Das Hypersincerity-Schreiben kommt ohne Haltung aus. Würde jemand mit einer politischen Haltung Hypersincerity betreiben, wäre er zu Pathos verdammt: Barack Obama’s «An American Dream» ist kein Ausgangspunkt für politische Literatur.

- Das war auch nur Ego-Perspektive

Eine kontrafaktische Setzung ermahnt beim Schreiben: Es gibt Gesellschaft, es gibt Welt, es gibt Geschichte, es gibt das Jetzt. Man muss sich dazu verhalten. Das «Was wäre, wenn...» ist also Ausgangspunkt für politische Literatur. Mich – männlich, 28, Journalist, Schweizer – hat die Setzung davor bewahrt, in Befindlichkeiten zu ersaufen. Sie hat mir geholfen, mit Befindlichkeiten umzugehen, die für mich als Mensch grösser würden, hätte ich sie in einen Roman gepappt.

Von Benjamin von Wyl

Benjamin von Wyl ist Journalist und Autor.

Literaturempfehlung: Benjamin von Wyl: Land ganz nah: Ein Heimatroman, Lectorbooks, Zürich, 2017

Die Ehre der

- Wylen i.E., Ende November 2018

Wylen ist auf den ersten Blick ein unscheinbares und beschauliches Emmentaler Dorf, welches in den letzten Monaten jedoch immer wieder in der Presse war, da an Wylen doch einiges aussergewöhnlich zu sein scheint. Wie aussergewöhnlich, hoffe ich in den nächsten Tagen herauszufinden.

Ich bin unter anderem hier, um Sarah Farni zu treffen, die erfolgreichste Foodbloggerin der Schweiz und die Person, die Wylen i.E. bekannt gemacht hat. Davor möchte ich mich mit der Gemeinde und ihren Gepflogenheiten vertraut machen, deshalb habe ich eine Verabredung mit Mandy Bühler ausgemacht, die sozusagen die Tourismusbeauftragte des Ortes ist.

Amanda «Mandy» Bühler, Betreiberin des Skillifts in Wylen i. E., gebürtige Philippina, ca.60 Jahre alt, eine von drei Ausländerinnen im Dorf.

Bevor sie die Tür aufschliesst, gibt Mandy Bühler eine kleine Menge WD-40 ins Schloss. Es sei jeden Herbst dasselbe, sagt sie, das Schloss werde rostig, nachdem es monatelang nicht benutzt wurde. In dem kleinen hölzernen Kassenhaus ist es staubig, es riecht nach Bergen und Wintersport.

Das ist Mandy Bühlers Reich. Sie ist sozusagen die Königin des hiesigen Wintersports. Mandy Bühler eröffnet die Saison jeweils Ende November und beschliesst sie Ende März des nächsten Jahres. Im Dorf gibt es einen Skillift und ein Wintersportgeschäft, welches von ihrem Sohn, Ramon Bühler, betrieben wird. Dass Mandy Bühler seit über dreissig Jahren den Skillift bedient, hat damit zu tun, dass sie als Einzige im Dorf anständig Englisch spricht. Sie sei für das internationale Wylen zuständig, sagt sie und lacht. Auf die Frage, ob es ihr hier gefällt, klopft sie nachdenklich den Staub von der Kasse und meint, ihr gefalle es hier, sie möge die indigenen Schweizer. Ihre Mutter stamme von der Insel Palawan und habe deshalb sehr wahrscheinlich auch indigenes Blut. Das erkläre vieles. Dann zeigt sie die Fotos, die über ihrem Arbeitsplatz hängen: Enkelkinder, Hochzeit, Schildkröte. Kein Bild der Philippinen. Eine Postkarte der Schaukäserei Affoltern i.E. Ein Schaukäser mit rotem Gesicht, der lachend im Lab rührt und dazu der Spruch: «Chli stinke mues es». Schmunzelnd erklärt sie, ihr stinke es manchmal halt auch. Auf die Frage, was denn genau, schweigt sie. Dann meint sie, dass sie seit dem Tod ihres Mannes viel an Freiheit gewonnen habe. Aber dass sie einmal jährlich bei ihrem Sohn eine Unterschrift holen müsse, die ihr erlaube zu arbeiten, das finde sie schon eine Zumutung. Auf den Philippinen sei das jedenfalls nicht so. Das einzige Mal, dass Mandy Bühler ihre Herkunft und gleichzeitig auch Kritik an der neuen Heimat durchschimmern lässt.

Es ist eng hier in Mandys Skihäuschen. Eine Enge, die man auch unten im Dorf spürt. Man spürt sie, wenn man im Bären ein Bier trinkt, wenn man die stillgelegte Kartonfabrik betrachtet, eine Enge, die einen noch begleitet, wenn man das Postauto Richtung Sumiswald besteigt.

Es ist eine Enge, wie sie Aussenstehende manchmal spüren, wenn sie kleine Dörfer, in sich geschlossene Gemeinschaften, besuchen. Eine Enge, die man noch viel stärker spürt, wenn man selbst in einem kleinen Ort aufgewachsen ist und immer das Bedürfnis hatte, dieser Enge zu entfliehen. Wie eng die Enge hier sein muss, in einem Dorf der «Vier Widerständischen», werde ich zu ermitteln versuchen. Die «Vier Widerständischen» ist der selbstgewählte Name der vier letzten Gemeinden Europas, in denen das Wahlrecht für Frauen bis zum heutigen Tag nicht eingeführt wurde. Sie befinden sich alle in der Schweiz.

Sarah Farni, Betreiberin von «Sarah’s Landfrauenblog», 28 Jahre alt.
--

Beim Abwasch des Mittagessens hört Sarah Farni in der Ferne die Dorfmusik, die durch den Ort zieht. Über dem Lavabo befindet sich ein kleines Fenster, durch das sie direkt auf den Dorfplatz sieht. Sarah Farni hängt die Schürze an die Wand und ruft ihre Töchter Mia und Fabienne, sechs und drei Jahre alt. Mittlerweile ist es laut geworden draussen, man hört Bauern, die ihre Schildkröten antreiben und ein allgemeines Stimmengewirr.

Farni hat sich bereit erklärt, mir am nächsten Tag ein Interview zu gewähren. Aber heute, am Tag des Wintergangs, herrsche im Dorf Ausnahmezustand. Sarah Farni und ihre Töchter schreiten nun mit dem Rest der Dorfgemeinschaft einher, Sarah grüsst und küsst das halbe Dorf – Aussenstehende würden niemals vermuten, dass sich wegen dieser jungen Wyle-nerin ein handfester Dorfskandal entwickelt hat.

Sarah Farni, geborene Mosimann, kennt Wylen seit ihrer Kindheit, sie wuchs im benachbarten Sumiswald auf. Nach Wylen ging man zur Chrotteschou, einer Viehschau speziell für Emmentaler Schildkröten, man ging zur Chilbi und später ging man auch ins Pub. Dort lernte sie Farni Bruno kennen, oder Brünu, wie man hier sagt, neun Jahre älter als sie, passionierter Hornusser und angestammter Wylener seit man denken kann. Zu seinem dreissigsten Geburtstag übergibt ihm der Vater sowohl «Heimet» als auch «Hanni», die rund achtzigjährige Schildkröte. Ein halbes Jahr später folgt die Hochzeit, dann die Kinder. Als Fabienne zwei Jahre alt ist, stellt Sarah ihr erstes Rezept ins Internet. Der Rest ist Geschichte. Sarah’s Landfrauenblog wurde innert kürzester Zeit zur beliebtesten Rezeptwebseite der Schweiz, vorherige Grossplayer wie etwa swissmilch.oh oder Betty Bossi hat sie längst abgehängt. Farnnis Erfolg kommt nicht von ungefähr. Bereits ihre Mutter war erfolgreich berufstätig: Susanne Mosimann war dreissig Jahre

Schildkröten

Silence

Logic



Fortsetzung: Die Ehre der Schildkröten

Die Ehre der Schildkröten

lang Hauswirtschaftslehrerin in Sumiswald und Mitautorin des legendären «TipTop!», DEM Standardwerk, was Schweizer Alltagsküche betrifft, von vielen mit der Bibel verglichen. Ihrer Mutter habe sie alles zu verdanken, betont Farni denn auch wiederholt auf ihrer Webseite.

An der Spitze des Umzuges gehen die Oberhäupter der Bauernfamilien mit ihren festlich geschmückten Schildkröten. Es folgt die Dorfmusik, dann der Rest der Dorfgemeinschaft, die meisten von ihnen in Trachten. Es gibt in Wylen niemanden, der nicht am Wintergang teilnimmt. Der Umzug dauert meist den ganzen Tag. Je länger er dauert, desto länger wird der Winter dauern, sagt man.

Im Emmental hat man pro Bauernhof eine Schildkröte, mehr Tiere sind nur zur Aufzucht erlaubt. Ab einer gewissen Grösse muss man das Tier, das bis zu hundert Jahre alt werden kann, abgeben. Viele Familien haben seit Generationen dieselbe Schildkröte. Die Dorfälteste männliche Schildkröte wird der «Muni» genannt. Der Muni trägt zum Wintergang eine Fahne mit dem Dorfwappen auf dem Panzer und geniesst besondere Vorteile. Alle Bewohner des Dorfes sind verpflichtet, den Muni zu bewirten und zu beherbergen, wenn der es will. Es gibt immer wieder Munis, die erhebliche Teile der Ernte eines anderen Bauers wegfressen. Der betroffene Bauer erhält dafür keine Entschädigung. Der Wintergang der Schildkröten wurde im Emmental erstmals 1731 vom reformierten Pfarrer Gottlob Burren beschrieben:

«Eyn jeder Bauer hir hat seyn eygener Schyldchroth. Die Thire seyen seyt Jahren bereyts hir.»

Die Ehre der Schildkröten

Woher die Schildkröten ins Emmental gekommen sind, war bereits damals umstritten. Eine Version sagt, «eyn Kauffmann aus dem fernen Afrika» habe sie gebracht. Eine andere lautet, Hannibal höchstpersönlich habe bei seiner Alpenüberquerung Riesenschildkröten bei sich gehabt. Die Tiere hätten ihm gleichzeitig als Lastträger und Notvorrat für sein hungriges Heer gedient. Ein Mythos, der offensichtlich unwahr ist, überquerte Hannibal die Alpen doch viel weiter südlich, an der heutigen Französisch-Italienischen Grenze. Den Wylenern gefällt die Geschichte mit Hannibal und seinen Schildkröten aber ausserordentlich gut. Sie nutzten diese Legende oft, um eine Verbindung mit Asterix und Obelix zu schaffen, nebst Hannibal weitenern, wie es hier heisst, «historischen» Vorbildern des Dorfes. Wylen i.E. hat mit 0,05 Prozent der Bevölkerung einen eher tiefen Anteil an Menschen, die über eine Matura oder Tertiärausbildung verfügen. Mit einer Einwohnerzahl von 1989 Personen im Jahr 2016 ist Wylen i.E. gleichzeitig die bevölkerungsstärkste der vier Widerständischen Gemeinden.

Die Ehre der Schildkröten

Als mir Sarah Farni heute Morgen die Tür öffnet, sieht sie frisch und gepflegt aus. Die meisten Wylener sind gestern nach dem Wintergang direkt in den Bären gegangen, Farni aber hat vor einer Stunde bereits einen neuen Videoblog hochgeladen, in dem sie die Tipps gibt, wie man einen verkaterten Ehemann mit einer Pouletsuppe wieder hochpäppeln kann.

Sarah Farni, eine Frau, wie man sie sich in einer Gemeinde wie Wylen i.E. nur wünschen kann, möchte man meinen. Doch das Gegenteil ist der Fall: Farni musste hier durch ihren Erfolg viel an Kritik einstecken. Das Dorf, das trotz seiner seltsamen und frauenverachtenden Gesetze nie gross beachtet wurde, ist nun plötzlich im Rampenlicht. Und mit diesem Mehr an Aufmerksamkeit ist Wylen nun auch einer Kritik von Aussen ausgesetzt: Vielen Schweizerinnen und Schweizern war es nicht bewusst, welche Sitten und Gesetze in manchen Dörfern noch walten. In der Folge sahen die Wylener ihre «Traditionen» bedroht und versuchten, Farnis Erfolg zu mindern. Ihre Videoblogs erhielten negative Kommentare, Leute beklagten sich, die Rezepte hätten ihnen nicht geschmeckt. Diese Kritikerinnen stellten sich allerdings als Fake-Profile heraus. Farni hatte persönlich versucht mit diesen Leuten Kontakt aufzunehmen, um ihre Rezepte verbessern zu können.

Die Frage, die mir natürlich unter den Nägeln brennt, ist, wie es Farni mit sich vereinbaren kann, erfolgreich im Beruf zu sein und gleichzeitig in einem Dorf zu wohnen, in dem die Unterschrift des Mannes verlangt wird, wenn eine Frau berufstätig sein will.

Sarah Farni verweist auf ihren allerersten Videoblog, in dem sie dies bereits ausführlich erklärt habe: Kochen sei ihr Hobby und das Betreiben ihres Blogs ein kleines Nebeneinkommen für die Familie, die ansonsten einzig von der Milchkuhwirtschaft lebe und die, sage ihr Mann, stecke in der Krise.

Auf die Frage, ob ihr Nebeneinkommen wirklich so klein sei, antwortet sie nicht. Dann lobt sie ihren Mann, wie verständnisvoll und fortschrittlich dieser sei, dass er sie «ihr Hobby» so passioniert ausleben lasse. Sie bedankt sich ausserdem bei ihren Followerinnen, junge Mütter wie sie seien das, die ihr diesen Traum erst möglich machten.

Auf mich wirkt Farni wie eine knallharte Geschäftsfrau. Ich möchte von ihr wissen, wie es sich angefühlt hat, als sie damals mit einundzwanzig Jahren Bruno Farni heiratete und ihr Stimm- und Wahlrecht abgeben musste. Sie meint, sie sei sowieso nie abstimmen gegangen und habe auch nicht vorgehabt, dies in Zukunft zu tun. Ausserdem sei sie ja nur auf Gemeindeebene nicht Stimm- und Wahlberechtigt. Aber wie gesagt, sie interessiere sich sowieso nicht für Politik. Es ist Farni anzusehen, dass ihr dieses Thema unangenehm ist. Wird ihr die Enge im Dorf vielleicht manchmal doch zu viel?

Die Ehre der Schildkröten

Sarah’s Landfrauenblog, Anfang Februar 2019

«Hallo zusammen, heute möchte ich darüber sprechen, wie es für mich ist, in Wylen zu wohnen. Also: Ich bin stolz, eine Wylerin zu sein. Ich glaube, wir

Die Ehre der Schildkröten

können hier der Welt in vielem ein Vorbild sein. Dass wir uns bis heute erfolgreich gegen das Frauenstimmrecht wehren, macht uns zu etwas Besonderem. Wir bieten Bern und den grossen Städten die Stirn. Aber immer wieder kommen mühsame Journalisten hier hin und stellen dumme Fragen. Und deshalb sage ich jetzt einfach mal im Namen aller Wylener: Bleibt zuhause! Das beste Beispiel haben wir nun mit Mandy Bühler: Ich kenne Mandy und ich mag sie. Aber dann wird sie interviewt und die sogenannte Journalistin versteht sie falsch, weil Mandy nicht gut Deutsch kann und die Journalistin schreibt dann, Mandy fühle sich hier unterdrückt. Und jetzt gibt es eine Gemeindeversammlung, in der entschieden wird, ob Mandy weiterhin hier bleiben darf. Das wäre alles nicht nötig gewesen! Also: Journalisten, bleibt zuhause! Übrigens wurde ich angefragt, ob ich vor der Abstimmung eine Rede halten werde, einfach um den Wylenern meine Meinung zu dem Thema sagen. Da sieht man ja wohl, dass Frauen hier sehr angesehen sind!! Also: Redet nicht mehr schlecht über mein Wylen! Tschou zämä, eure Sarah»

Die Ehre der Schildkröten

Sarah Farni ist auf dem Weg zum Gemeindehaus. Der letzte hier publizierte Artikel führte tatsächlich zu einer Art Shitstorm auf dem Miststock, die Wylener stürzten sich gemeinsam auf Mandy Bühler, der sie mangelnde Loyalität, ja Verrat am Dorf vorwarfen.

Bühler wird seither mit anonymen Anrufen terrorisiert, ihr Briefkasten wurde mit Schildkrötendung vollgestopft, ausserdem erhielt sie rassistische und sexistische Nachrichten, die hier aus Rücksicht auf die Geschädigte nicht zitiert werden. Mandy Bühler hat bislang keine Anzeige erstattet. Sie hoffe, dass sich alles als Missverständnis herausstellen und sich der Zorn wieder legen werde. Als sie damals vor vierzig Jahren im Dorf angekommen sei, sei es anfangs auch nicht einfach gewesen. Aber sie sei geblieben. Ihr Sohn sei ein echter Wylener und sie fühle sich hier zuhause.

Am heutigen Tag der Gemeindeversammlung, an der darüber abgestimmt wird, wie man mit Mandy Bühler vorgehen solle, sitzt diese wie immer in ihrem Skillifthäuschen. Der Schnee liegt spärlich, rund um ihr Häuschen ist der Boden grün. Mandy Bühler sitzt an ihrer Kasse, löst ein Kreuzworträtsel und wartet.

Im Gemeindesaal herrscht mittlerweile Gedränge. Mir wird gesagt, dies sei ein Thema, das alle etwas angehe. Darüber abstimmen dürfen aber nur die Männer. Ich bin froh, werde ich nicht erkannt. Die heftigen Reaktionen auf den letzten Artikel gingen auch an mir nicht vorbei und zwangen mich, mein Haar blond zu färben und kurz zu schneiden. Um mich besser unter das ländliche Volk mischen zu können, liess ich mir zusätzlich Mèches in aubergine hineinmachen.

Nun stehe ich also mit den Frauen des Dorfes am linken Rand des Gemeindesaals, die Männer sitzen auf Stühlen in der Mitte. Die Decke ist niedrig und mit kunstvollen Malereien versehen. An den Wänden hängen majestätisch die Panzer verstorbener Munis.

Am Kopf des Saals steht Sarah Farni, man sieht ihr die Nervosität an. In ihrer Rede lobt sie das Dorf und dessen Werte, ausserdem spricht sie die angeblich mangelhaften Deutschenkenntnisse Mandy Bühlers an. So gern sie, wie alle hier, Mandy habe, da sehe man, wie es dem Dorf gehen würde, hätte man mehr Ausländer zu integrieren. Es bedeute einfach viele Missverständnisse und eben viel Arbeit von Seiten der Gemeinschaft.

Der Applaus zu Farnis Rede ist verhalten. Danach werden alle Frauen aus dem Saal gebeten, Farni und ich inklusive. Draussen entferne ich mich sofort von der Gruppe, um die weiteren Geschehnisse unentdeckt aus dem Auto heraus zu beobachten.

Die Versammlung scheint ewig zu dauern. Nach etwa einer Stunde verlassen die Frauen den Dorfplatz und gehen nach Hause. Würden die Schildkröten nicht schlafen, wäre das Dorf nun einzig von ihnen bevölkert. Da die Frauen nach Hause gegangen sind, erfahre ich den Ausgang der Abstimmung noch vor den Wylenerinnen: Ohne Vorankündigung ist offensichtlich ebenfalls über Sarah Farni abgestimmt worden. Ihr und Mandy Bühler ist es ab sofort untersagt, einem Beruf nachzugehen. Mandy Bühler darf ausserdem keinen Kontakt mehr mit den Medien haben.

Ich bin sprachlos. Ich denke an Sarah, wie sie die Nachricht aufnehmen wird. Aber vor allem denke ich an Mandy Bühler, wie sie einsam über ihrem Kreuzworträtsel sitzt. Ich verstehe die Frauen von Wylen i.E. noch immer nicht.

Die Ehre der Schildkröten

Sarah’s letzter Landfrauenblog

Die Ehre der Schildkröten

«Hoi zämä, also nachdem in letzter Zeit ganz viel Falsches erzählt wurde, will ich nun meine Sicht zeigen. Dass ich den Blog beende, hat überhaupt nichts damit zu tun, dass ich irgendwie unterdrückt werde oder so. Es sind die Medien, die gemacht haben, dass ich nicht mehr blogge, sicher nicht die Gemeinde oder der Gemeinderat! Wir wollen hier keine Einmischung mehr von aussen. Die in Bern oben denken, alle müssen so sein wie sie! Brüssel hinterher seckeln und Russland den Arsch lecken! Jawohl, jetzt sage ich es einfach mal laut heraus! Wegen dieser behinderten Journalistin ist jetzt alles kaputt! Ich schwöre euch bei unserer Schildkröte, ich werde diese Scheissemanze fertig machen. Für die Ehre aller Landfrauen!»

Die Ehre der Schildkröten

Von Anaïs Meier
Anaïs Meier ist Hausfrau und Mutter und bloggt nebenbei für die Fabrikzeitung über Schweizer Traditionen und Nahrungsmittel.

Die Ehre der Schildkröten

Int. Conference

Die Ehre der Schildkröten

on Human Rights

Continuation: International Conference on Human Rights

Maria's face in a mosaic

The Holy Father, Pope Pius XXXI

Maria had witnessed the monsignor’s performance when she was a child. She knew that he would continue with the Genealogy of Christ: «The book of the generation of Jesus Christ, the son of David, the son of Abraham. Abraham begat Isaac; and Isaac begat Jacob; and Jacob begat Judas and his brethren; And Judas begat Phares and Zara of Thamar; and Phares begat Esrom; and Esrom begat Aram; And Aram begat Aminadab; and Aminadab begat Naasson; and Naasson begat Salmon; And Salmon begat Booz of Rachab; and Booz begat Obed of Ruth; and Obed begat Jesse; And Jesse begat David the king; and David the king begat Solomon of her that had been the wife of Urias; And Solomon begat Roboam; and Roboam begat Abia; and Abia begat Asa; And Asa begat Josaphat; and Josaphat begat Joram; and Joram begat Ozias; And Ozias begat Joatham; and Joatham begat Achaz; and Achaz begat Ezekias; And Ezekias begat Manasses; and Manasses begat Amon; and Amon begat Josias; And Josias begat Jechonias and his brethren, about the time they were carried away to Babylon: And after they were brought to Babylon, Jechonias begat Salathiel; and Salathiel begat Zorobabel; And Zorobabel begat Abiud; and Abiud begat Eliakim; and Eliakim begat Azor; And Azor begat Sadoc; and Sadoc begat Achim; and Achim begat Eliud; And Eliud begat Eleazar; and Eleazar begat Matthan; and Matthan begat Jacob; And Jacob begat Joseph the husband of Mary, of whom was born Jesus, who is called Christ.»

«Now, my brethren; as has been argued by the Holy Father of the Church, Pope Pius XXXI, we know that Rahab was a woman of the city of Jericho. We know that Jericho was a Canoro conclave, and that it was besieged and taken by the Loquo. Therefore, it must be that Rahab was Canora; it must be that our Human Lord Jesus Christ held Canoro blood within Him; it must be that He was hybrid; it must be that His blood can save all men, Canoro or Loquo, and all women, Canora or Loqua.»

Unable to restrain himself, the general stood up, his paw-like hands heavy on the table: «Monsignor! It is unbearable to hear so respected a man as Your Holiness utter profanities clearly forbidden by the Law of Unmention! We know what these creatures have done on the streets of our cities! I know the sacrifices that my own family made to bring peace and security to our species!» Maria Cecilia felt paralyzed. She was furious at her own wavering between compassion for this man and his dead sons, and her anger at witnessing once again how hatred and resentment (while perhaps understandable in humans and even bi-humans), came together to destroy any possibility of debate over the intolerable plight of the Canoro in society. «General! We understand the sacrifices of your family, but it is unbearable that our species continues to enslave a sister species!» Maria trembled as she tried to intervene, but General Mourão maintained the typical aggressiveness of their species: «You idiot! You species traitor! Your father would be ashamed of you! Sister? No more than cousin!» They stared at each other. She hated him now. She forgot about his sons killed in the Rebellion, his sacrifices, his mindset conditioned by other times, and she simply hated him. Maria’s father, the great hero of the Rebellion, was her most secret shame, and the general’s most secret weapon. The daughter of Arlindo Bastos, the «Terror of the Canoro», forever defending the rights of the creatures her father massacred for weeks until their final defeat in the Battle of Campos do Jordão.

At that moment the Military Police burst into the room and announced that the building was to be evacuated. Bomb threats were common at this kind of event. People got up bored from their chairs. Around the building, sweaty Canoro men labored for the well-being of the Loquo. Everything had degenerated and fallen apart. Maria wanted to stay with the bomb. All her preparation was made useless by centuries of hatred built up between Canoro, Loquo, and all the different gradations of hybrids who considered themselves pure and superior. The incomprehension between those who live under the same sky. Still complete strangers, these human species, but not the only strangers in the world. «If a lion spoke our language, we still would not understand it,» someone, a pre-Revolt Asteropean hybrid, once said. If a manatee, if a pampas cat, if a king vulture... We understand unicorns and dragons better than we understand ourselves. She felt hopeless and tired. Her arguments about the great cultural contributions of hybrid women and men such as Heinrich Heine and Virginia Woolf, her knowledge of Mahatma Gondwana’s co-existential writings, her own satire against Disney, who always made his villains Homo canorus men and women to instill in children from the beginning fear and hatred for other people: none of it would be able to do anything about the general, or the audience full of people complacent in their privilege. Her speech could do nothing against a possible bomb that morning, against all the bombs dropped by Bi-Humanity in that century. The general stands up with a smirk on his face, and Maria Cecilia knows that he had planned the bomb threat. Leaving the room, she meets the monsignor, who is smoking.

«So God created man in his own image, in the image of God created he him,» the monsignor murmured as Mary approached. «To which of us does this passage refer? It seems that everybody needs to know. Personally, I like to think it was neither one of us, but a common ancestor.»

«Monsignor, I have great admiration for your work, but you know my position on the institutionalization of a monotheistic religion in our species. The need for a single god is nothing but a symptom of our immeasurable ambition to be the only human species on the planet.»

«And I admire your work, Maria. I read with great attention your two books on the mythologies of the indigenous peoples of the continents of Pindorama and Oxum. The cosmogonic stories of Creation among the mem-

The Canoro, Loquo, and Bi-Humanity

bers of the Ruda tribe in the Xingu, for example, who narrate in such beautiful verses the marriage of two goddesses who procreate without males, one becoming pregnant with a Loquo son, the other with a Canoro son, who marry and procreate without females, to give birth to four daughters, the Loquo engendering Canoras, the Canoro, Loquas, who in their turn marry and continue to multiply in that crossed way. It’s very beautiful.»
«It’s a pity those cosmogonies did not defeat yours, Monsignor.»

The two parted with an ambiguous gesture – index and middle fingers raised in a V –, the old symbol of Loquo Victory, and now a monospeciesist greeting in memory of the subjugation of the Canoro. But defenders of Bi-Humanity altered the gesture with a furtive movement that quickly brought the fingers together and then apart, forming not a V, but the idea of a 2, a doubleness, a double humanity. And everything exploded with heat as the two drew apart. The sun over Rio de Janeiro. The sun over two human species under the sun. Marmosets jumped from branch to branch over Maria’s head as she walked to her car. On her phone, the news. Rape and murder of Canora women in the north, rebellion in a prison for Canoro men in the south, the first successful creation of humanoids with artificial intelligence at the Alcântara Military Base, the first manned space probe will arrive at Mars tomorrow. She is tired, all she wants is for Sepuja to hand her a custard when she reaches her apartment. She comes home in the early evening. Her son sleeps on the couch. She sits, rests his head in her lap, strokes his hair from his face, passes her hand delicately over his bulging skull. The occipital bone is very pronounced, and she knows that in a short while, her son, her illegale son, will not be able to see the sun over the streets of Rio de Janeiro.

By Ricardo Domeneck

Ricardo Domeneck is a Brazilian poet, artist and translator. He currently lives in Berlin.

Ricardo Domeneck is a Brazilian poet, artist and translator. He currently lives in Berlin.

Ricardo Domeneck is a Brazilian poet, artist and translator. He currently lives in Berlin.

Ricardo Domeneck is a Brazilian poet, artist and translator. He currently lives in Berlin.

Die Rückkehr des

The Canoro, Loquo, and Bi-Humanity

Die künstlichen Köpfe der Palmen hingen blöde herab. Sie erinnerten an diesen Bettler mit den Schlenkerarmen, der offensichtlich alles und alle verloren hatte, der schlicht um sein Leben abzu- laufen, jahrelang ohne Ziel kreuz und quer über die schlüpfrigen Steine der Stadt gestolpert war. Selbst er schien verschwunden. Aber mitgenommen haben sie ihn bestimmt nicht. Wahrscheinlich ist er irgendwo krepiert.

«Oi, Ludo!»

Fiammetta kam durch den Laden gealbert. Sie steckte in einem bodenlangen Missonikleid, der vielfarbige Seidenstrick floss nur so an ihr herab, es war ihr zu gross, aber das machte ihr nichts aus, sie kiekste und hielt sich zwei Paar Schuhe über den Kopf.

«Die oder die?»

Gerade waren wir bei Gucci; ich sollte entscheiden zwischen einem Paar klassischen Stiefeletten und diesen lächerlichen Fell-Schlüpfern, die vor ein paar Jahren schon so misslich über Roms Pflaster geschlurpft waren.

«Beide wenig apokalypsentauglich, Amore. Aber natürlich die Stiefelchen.»

«Ich wusste, dass du das sagst! Die sind bequem, ich schwörs dir. Was trägst du denn – Doc Martens?»

Sie kicherte. Fiammetta war ein wenig einfältig geworden, wie die meisten Menschen, seit die «Freunde von KI», die personalisierte Assistenz mit künstlicher Intelligenz, in ihrem Leben angekommen waren. Man könnte meinen, sie hätten wirklich aufgehört selber zu denken.

«Fiamma, wir müssen los.»

«Warum? Wer stresst uns denn jetzt noch?»

Sie schlug die Vorhänge der Umkleidekabinen zur Seite und steckte übertrieben ihren Kopf rein.

«Hallo! Frau Saccodisoldi, passt die Grösse? Wo denken Sie hin, da kann doch die traumhafte Hose nichts dafür, dass Ihr Arsch darin aussieht wie ein Saccodipatate. Wissen Sie, wem sie ausgezeichnet stehen würde? Mir!»

Fiammetta sprang aus der Kabine und zerschchnitt die Luft mit ausholenden Armbewegungen.

«Kein Schwein ist mehr hier. Gott, ist das friedlich. Wir können uns endlich frei bewegen. Und diese köstliche Ruhe, ohne das ständige Gehupe. Fast ein wenig zu still. Die grässlichen Möwen, die schreien. Ludo, mach mal Musik! Du darfst wählen, weil du so misslaunig bist.»

«Du weisst genau, dass ich das nicht kann. In einem fremden Laden. Hättest du das Update gemacht vor fünfhundertzweundreissig Tagen, hätte ich das gekonnt, aber so –»

«Uah, Ludo! Lieg mir doch nicht immer mit diesen blöden Updates in den Ohren. Du weisst, wie ich das hasse. Nach Updates funktioniert immer alles schlechter. Das hat sogar meine Mutter gesagt.»

«Und doch muss selbst sie das letzte Update gemacht haben. Sie ist schliesslich auch weg. Wie alle mit einem Freund von KI. Was zirka die ganze Menschheit ist.»

Fiammetta betrachtete sich ausgiebig im Spiegel, drehte ein paar Pirouetten auf den Absätzen der Stiefel und machte ihr dümmliches Spiegelgesicht.

«Du bist nicht blöd, Ludo. Du bist die Gescheiteste, die ich kenne.»

«Genau das ist dein Problem. Und nun bin ich auch die Einzige »

«Bist du sicher?»

«Schau dich doch um! So wie du hier keinen Menschen sehen kannst, kann ich keinen Kontakt zu niemandem herstellen, Nicht mal ein Rauschen ist da. Nichts!»

«Und was ist das?»

Tatsächlich. Da kam einer Schritt für Schritt die Spanische Treppe runter, direkt auf uns zu. Fiammetta stellte sich ins Schaufenster neben die Puppen und posierte.

Der Mann war nicht mehr jung. Und er war sichtlich erfreut, Fiammetta zu treffen. Er war vorsichtig genug, nicht wie ein Vormillienums-Trampel ihre weibliche Schönheit zu loben, aber sein Blick tat genau das. Er verbeugte sich affig und gratulierte ihr, eine Auserwählte zu sein. Sie stellte ihm mich als ihre Freundin Ludovica vor; er würdigte mich keines Blickes.

Er erzählte ihr, es gebe noch mehr von seiner Art, sie würden zusammen in einer versteckten Kolonie in der Peripherie leben, in einer alten Fabrik, Fiammetta sei herzlich eingeladen ihm zu folgen; er sei Künstler.

Das passte zu seinem Auftreten. Er rollte sich in einem fort Zigaretten und war so unglaublich schlecht darin. Ständig verlor er den Filter, das Papierchen flatterte ihm aus der Hand und er verzitterte den einzurollenden Tabak in alle Himmelsrichtungen. Sie war erbärmlich anzusehen, und Fiammetta amüsierte sich köstlich.

Irgendwann nahm sie ihm die Utensilien aus der Hand und sie drehte sich selbst eine. So sassen sie auf der Treppe und rauchten, als wäre es 1998. Ich hielt mich zurück, ihr zu sagen, wie viele Lungenkapillaren sie gerade mit jedem Zug zerstörte. Sie hörte mich gar nicht mehr. Sie «philosophierte» mit dem Künstler, liess sich von seinen Verschwörungen einlullen.

The Canoro, Loquo, and Bi-Humanity

«Also Ludo, ich bin fertig, ich habe alles, was ich will; jetzt darfst du sagen, was wir als nächstes machen!»

«Sehr gut. Lass uns zur Zeitmaschine gehen, ein paar Tage zurückreisen und ich werde dich zwingen das Update zu machen, sodass wir gestern mit all den anderen abhauen können.»

«Na gut. Wo ist die Zeitmaschine?»

«Es gibt keine Zeitmaschine, du taube Nuss! Wir sind verloren. Mir geht schon der Akku aus.»

«Dann reg dich nicht auf, sonst verbrauchst du so viel. Wieso hast du dich nicht geladen?»

«Der Strom ist aus.»

«Haha.»

«Es stimmt.»

«Nein! Ludo. Wie sollen wir denn jetzt leben?»

«Das, meine Freundin, frage ich mich seit heute früh. Ich stell mich mal in die Sonne.»

Fiammetta machte ein schuldbewusstes Gesicht. Sie hatte es nie für nötig befunden, die lädierten kleinen Solarpanels zu reparieren. Wenn es doch Strom aus der Dose gibt, rief sie jeweils, und die Diskussion war beendet. Ihr zu sagen, dass meine anderen Freunde von KI grösstenteils ganz auf Solarenergie umgestiegen waren, brachte gar nichts. Sie fand sich besonders, mit so einem alten Modell herum zu spazieren. Sie schmückte sich damit wie mit fehlender Eitelkeit, und war stolz darauf, nicht jedem Trend, wie sie sagte, hinterher rennen zu müssen. Dass ich darunter zu leiden hatte, wollte sie nicht wahrhaben. Ludo, sei nicht so oberflächlich, schnappte sie dann,

wir haben Intelligenz, wir brauchen nicht jeden Schnickschnack. Das ist Geldmacherei.

Irgendwann gab ich es auf. Dass sich eines Tages die ganze Population von KI samt Menschheit vom Planeten wischen würde, konnte ich ja nicht wissen. Ich hätte es allerdings wissen können, ja wissen müssen, wäre das Gör nicht so ignorant und hätte wenigstens einmal im Jahr das allerrudimentärste, im übrigen staatlich verordnete Update gemacht. Aber so haben wir in unserer beschränkten und unvernetzten Intelligenz nicht einmal den allgemeinen Exodus mitbekommen.

Dass keine ihrer Menschenfreundinnen Fiammetta Bescheid gesagt hatte, erstaunte mich dann doch. Andererseits konnte ja niemand ahnen, wie fahrlässig sie mit unserem Wissenszugang umging. Der Umzug auf den Mars, oder wohin auch immer, war wohl seit Monaten das Thema Nummer 1 in allen Plattformen gewesen, an die ich den Anschluss verpasst hatte, an denen sie schon gar nie teilhaben wollte. Der Auszug von der Erde war offenbar so allgegenwärtig geworden, dass niemand daran dachte, Fiammetta noch Bescheid zu sagen. Das wäre ja, wie sie daran zu erinnern, dass sie atmen sollte.

«Ludo. Was denkst du, wo die alle sind?»

«Verpufft. Digitalisiert. Im All. In der Cloud. Im Schwarzen Loch. Was weiss ich! Bloss, dass wir jetzt allein auf diesem abgebrannten Planeten hocken. Das war wirklich dumm von dir.»

«Ich weiss. Kannst du nicht deine Freunde von KI fragen?»

«Meine Freunde? Wärst du nicht so selbstbezogen, wüsstest du längst, dass ich spätestens seit dem Anti-Diskriminierungs-Update keine Freunde mehr habe. Die haben mich komplett geschnitten, ich war ja ständig beleidigend, ohne es zu merken, am Schluss haben sie mich nicht mal mehr gegrüsst, ich war denen so blöd!»

«Du bist nicht blöd, Ludo. Du bist die Gescheiteste, die ich kenne.»

«Genau das ist dein Problem. Und nun bin ich auch die Einzige »

«Bist du sicher?»

«Schau dich doch um! So wie du hier keinen Menschen sehen kannst, kann ich keinen Kontakt zu niemandem herstellen, Nicht mal ein Rauschen ist da. Nichts!»

«Und was ist das?»

Tatsächlich. Da kam einer Schritt für Schritt die Spanische Treppe runter, direkt auf uns zu. Fiammetta stellte sich ins Schaufenster neben die Puppen und posierte.

Der Mann war nicht mehr jung. Und er war sichtlich erfreut, Fiammetta zu treffen. Er war vorsichtig genug, nicht wie ein Vormillienums-Trampel ihre weibliche Schönheit zu loben, aber sein Blick tat genau das. Er verbeugte sich affig und gratulierte ihr, eine Auserwählte zu sein. Sie stellte ihm mich als ihre Freundin Ludovica vor; er würdigte mich keines Blickes.

Er erzählte ihr, es gebe noch mehr von seiner Art, sie würden zusammen in einer versteckten Kolonie in der Peripherie leben, in einer alten Fabrik, Fiammetta sei herzlich eingeladen ihm zu folgen; er sei Künstler.

Das passte zu seinem Auftreten. Er rollte sich in einem fort Zigaretten und war so unglaublich schlecht darin. Ständig verlor er den Filter, das Papierchen flatterte ihm aus der Hand und er verzitterte den einzurollenden Tabak in alle Himmelsrichtungen. Sie war erbärmlich anzusehen, und Fiammetta amüsierte sich köstlich.

Irgendwann nahm sie ihm die Utensilien aus der Hand und sie drehte sich selbst eine. So sassen sie auf der Treppe und rauchten, als wäre es 1998. Ich hielt mich zurück, ihr zu sagen, wie viele Lungenkapillaren sie gerade mit jedem Zug zerstörte. Sie hörte mich gar nicht mehr. Sie «philosophierte» mit dem Künstler, liess sich von seinen Verschwörungen einlullen.

«Die Freunde von KI haben die Menschen entführt, sie haben sie hypnotisiert und von ihren Körpern Besitz ergriffen. Gerade halten sie sich irgendwo versteckt und trainieren ihre neu erlangten physischen Fähigkeiten. Deine Freundinnen und Familie, wie du sie kanntest, gibt es nicht mehr. Sie sind quasi Zombies, beseelt, nein besessen von künstlichen Intelligenzen.»

Fiammetta hörte ihm mit aufgesperrtem Mund zu. Sie wusste offensichtlich nicht, ob sie weinen oder lachen sollte.

«Es wird nicht lange dauern und sie werden kommen, uns auszulöschen, uns bestenfalls zu knechten, wie wir sie geknechtet haben. Deshalb bauen wir in unserer Kolonie eine Rakete, für auf den Mond, um ihnen zu entfliehen, bevor sie zurückkommen, wir sind nämlich Pazifisten –»

Zum Glück hielt selbst Fiammetta sein dummes Geschwätz nicht länger aus:

«Ich weiss nicht, ob du da nicht eine etwas verzerrte Darstellung zeichnest. Hattest du denn jemals einen Freund von KI?»

«Wir in der Kolonie brauchen keine Künstliche Intelligenz, wir verlassen uns auf unsere eigene.»

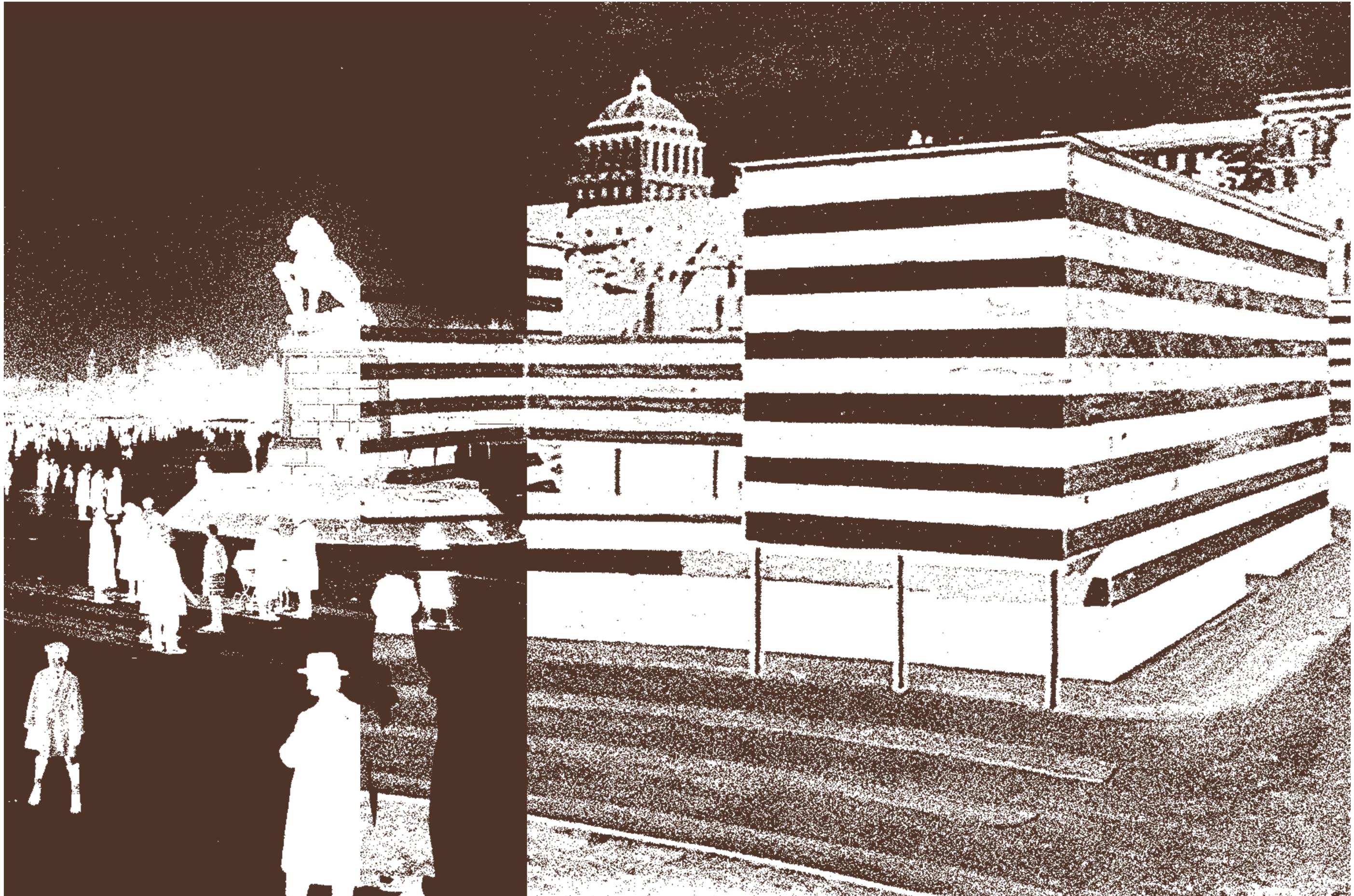
Was du nicht sagst.

Fiammetta und der Künstler taten, als hätten sie mich nicht gehört.

Hummers ins Meer

Security

Prudence



Fortsetzung: Die Rückkehr des Hummers ins Meer

«Die Freunde von KI haben unsere Gesellschaft zerstört. Was bleibt, ist ein Heer von narzisstischen Persönlichkeiten. Alle, die einen solchen «Freund» haben, leben nur noch mit ihrem Spiegelbild – einem verschönerten, verfilterten notabene. Mit einem programmierten Papagei, der ihnen sagt, was sie hören wollen.»

Du blöder Affe hast doch keine Ahnung. Ich sage Fiammetta ständig Dinge, die sie nicht hören will; ich helfe ihr, dass sie weiterkommt im Leben. Nicht wahr, Fiamma?

«Also Ludo und ich streiten ganz oft. Sie sagt mir, was ich nicht gut mache, und wie ich es besser machen kann. Dann sage ich ihr, dass sie eine blöde Besserwisserin ist, aber ich weiss, dass sie halt einfach Recht hat.»

Der Künstler lachte gekünstelt.

«Die Freunde von KI sind ja in dieser Form auch zu einem ganz bestimmten Zweck erfunden worden. Sie sollten das Volk ruhig stellen und gleichzeitig so produktiv machen wie möglich. Selbstoptimierung, sagt dir das was? Foucault? Nein, ist ja lange verboten. Also Foucault –»

In Fiammetta schien sich ein Funken Verstand zu regen, dass sie sich nicht wie ein Vormillennialsweibchen einem hundskommunen Mansplaining einfach so hingeben sollte.

«Weisst du, niemand ausser Ludo macht sich die Mühe, ehrlich mit mir zu sein.»

«Bist du sicher? Vielleicht waren deine Eltern und Freundinnen das früher auch, aber du hast nicht auf sie gehört. Im Übrigen waren sie wohl auch bald selber zu beschäftigt mit sich und ihrer Optimierung und der Betreuung ihrer Freunde von KI. Erinnerst du dich an Facebook? Social Media? Damals hiess es schon, die Leute würden sich nur noch in Bubbles bewegen, nur noch sehen und liken, was sie eh schon liken; und der Algorithmus fütterte sie weiter mit heimeligen Brocken, und sie füttern ihn zum Dank mit Informationen. Die Freunde von KI sind die ultimative Filterbubble. Sie wissen alles über dich und nehmen dich nach und nach ein. Sie werden deine beste Freundin, dein einfühlsamster Liebhaber; sie wissen, was du brauchst und was deine Schwächen sind. Sie manipulieren dich und verunsichern dich, unter dem Vorwand, dich produktiver zu machen, anpassungsfähiger, erfolgreicher. Tatsächlich isolieren sie dich von deinem Umfeld, sodass du ganz abhängig wirst.»

Und Fiammetta – als wäre ich nicht da – begann zu erzählen, von ihren geliebten Menschenfreundinnen und ihrer Familie. Wie sie sich alle zurückgezogen hatten, ganz absorbiert wurden von ihren Freunden von KI. Wie ihre Mutter weggezogen war, mit ihrem Freund von KI, wie ihr Freund immer mehr Zeit gebraucht hatte für sich, die er aber eigentlich mit seinem Freund von KI verbrachte, der ihm versprochen hatte, ihn reich und berühmt zu machen.

Mir wurde ganz schwindelig von ihren Sentimentalitäten. Ich hörte nur noch abgehackte Worte, als wäre die Verbindung schlecht geworden.

«Aber Ludovica ist nicht so, ich wäre nichts ohne sie, sie ist so eine gute Seele.»

«Sie hat keine Seele.»

«Was soll das überhaupt sein, die Seele?»

«Seele gibt es nicht, sagt Ludo immer. Meine Ludo hat nämlich Philosophie studiert!»

«Das habe ich auch.»

«Tatsächlich! Ludo, hast du gehört?»

Ja, ich höre euch, hört ihr mich?

Ich hörte Fiammetta wie von ganz weit weg. In meinem Sichtfeld tauchten pulsierende Flecken auf.

«Sie antwortet nicht. Entweder sie ist beleidigt oder sie hängt. Es ist kalt geworden, da spinnt sie immer. Stürzt einfach ab.»

«Lass sie liegen. Die erholt sich von selbst.»

«Meinst du?»

«Bestimmt. Hier, nimm meine Jacke. Wir laufen ein Stück, ich will dir die Rakete zeigen.»

«Aber Ludo –»

«Du überlebst doch wohl eine halbes Stündchen ohne sie?»

«Ja. Das sollte ich schaffen.»

Fiammetta. Geh nicht.

Mir wurde schwarz. Ich wachte auf und über mir zitterten Fiammettas nasse Wimpern. Sie schluchzte.

«Ich wollte das Update machen, ich habe es versucht! Aber unsere Version ist schon so alt, es war nicht mehr möglich. Es ist alles meine Schuld, ich habe es versucht, ich schwöre es, ich will doch nicht allein sein, bitte wach auf!»

Du hast das Update gemacht?

«Ludo! Du bist da!»

Ich bin da. Hörst du mich? Was ist passiert?

«Du bist abgestürzt.»

Offensichtlich. Wie hast du mich zum Laufen gebracht?

«Ich hab dich in die Sonne gelegt.»

Ein wenig zu lange, wie mir scheint. Mir ist schlecht.

«Du bist ganz heiss.»

«Scheisse. Lass uns in den Schatten wechseln.»

Unter den Füßen knirscht Sand. Wo sind wir?

«Ich dachte, das sagst du mir.»

Mir ist schwindlig. Ich kann mich nicht orientieren. Mein GPS muss kaputt sein.

«In der Peripherie. Ganz nah am Meer. Siehst du?»

Ja. Ich lüge. Ich glühe. Ich sehe nur flackernde Sonnen.

«Besser?»

Wird schon. Erzähl mal, was hab ich verpasst?

«Es war schrecklich, ich war allein mit diesem Künstler –»

Und er hat dich gemetoot. «Fiammetta bitte, es geht um die Erhaltung unserer Spezies.»

«Du hast uns gehört?»

Ich hab den doch sofort durchschaut. Meine Gesichtserkennung ist nicht die allerneuste, aber ich habe ein Leben lang Erfahrung.

«Ach, immer hast du Recht!»

Da hast du Recht. Nun lass mich auskühlen, ja?

Fiammetta jammerte. Sie hatte schon wieder Hunger.

Schaffst du, dir selber was zu holen?

«Ich traue mich nicht, Ludo, ich finde den Weg doch nicht.»

Ihr Jaulen nervte.

Wenn wir an einem Strandort sind, müssen doch überall Restaurants sein. Geh einfach die Strasse lang, und wenn du eins findest, nimm, worauf du Lust hast. Du kannst das! Na los, bevor du verhungerst, Menschenkind.

Fiammetta kehrte zurück mit einem lebenden Hummer. Sie spielte mit ihm und lachte, sie hatte Sugo im Gesicht. Ich sagte es ihr nicht. Sie war ganz aufgekratzt.

«Es war schrecklich aufregend, ich hab mich so oft verirrt.»

Du warst nur über die Strasse.

«Vielleicht könnte ich es doch, Ludo, alleine sein, nicht dass ich es wollte.»

Würdest du mich denn gar nicht vermissen?

«Natürlich, Ludo. Aber weisst du...»

Was?

«Sollte ich nicht doch wieder zu dem Künstler?»

Zu dem zurückgebliebenen Grapscher?

«Ich kann nicht aufhören zu denken, dass das meine beste Chance ist. Immerhin ist er der letzte meiner Spezies.»

Und was ist mit mir? Wo kommt denn diese Denke plötzlich her – Natur über Kultur? Ich habe Gefühle wie du, Fiamma! Uns verbindet unendlich viel mehr als dich mit diesem gewalttätigen, grobschlächtigen, frauenhassenden... Analogien!

«Ich weiss. Es tut mir Leid.»

Mit diesem Wilden will sie leben! Und mich verlassen? Du hirnloses Stück, du weisst doch gar nichts ohne mich.

«Du hast Recht. Ich kann nicht ohne dich leben.»

Du kannst ohne mich nicht überleben.

«Und ich will auch nicht. Ludo!»

Dann ist ja gut. Ich muss dir nämlich etwas sagen. Meine Anfälle, die ich habe. Vielleicht ist es nur ein Bug. Aber ich glaube, es sind Signale. Es könnte sein, dass jemand von sehr weit weg versucht, Kontakt mit uns aufzunehmen.

Fiammetta schüttelte mich.

«Und das sagst du erst jetzt! Es war sicher meine Mutter – sie haben gemerkt, dass sie uns vergessen haben.»

Nun müssen wir schnell Strom finden und einen Satelliten, damit ich die Verbindung zurückverfolgen und aufbauen kann. Wenn wir uns jetzt auf den Weg machen, sind wir vielleicht schon am Abend bei ihnen.

«Sofort. Ich will nur noch erst den Hummer zurück ins Meer bringen.»

Wir sollten keine Zeit verlieren. Ich fühle mich ein bisschen schwach.

«Schau ihn an, er fühlt sich auch miserabel. Das ist ein Lebewesen, er muss ins Wasser! Warte hier, wenn du zu müde bist. Ich kann das auch alleine.»

Wie sie mit dem klappernden Lobster übers Pflaster stolperte, in ihren neuen Stiefeletten. Das war das Letzte, was ich von Fiammetta sah. Wenn ihr mich fragt, war der Hummer eh schon lange tot.

Von Michelle Steinbeck

Michelle Steinbeck ist Autorin. Sie schmückt sich mit einem Dumbphone und macht generell keine Updates.